

# Doppelte Betroffenheiten - über das Schreiben und Lesen autobiographischer Texte

(Manuskript für einen Vortrag am 9.11.2018 in Basel  
im Rahmen der Vortragsreihe "Flying Science" zum Thema "Biographie".)



Prof.Dr. Jürgen v.Troschke

## **Quintessenz :**

Das von uns Erlebte aufzuschreiben und in Worte zu fassen, kann helfen, uns das Leben anzueignen. Das Lesen in den Aufzeichnungen anderer Menschen, kann helfen, uns selber besser zu verstehen.

Anfangen mit dem Lesen autobiographischer Texte habe ich vor allem in meiner Rolle als wissenschaftlicher Beirat - in dem von meiner Frau gegründeten Deutschen Tagebucharchiv. Auf den 2008 in Emmendingen veranstalteten Autobiographie-tagen habe ich dann einen Vortrag zu unserem Thema gehalten.

Inzwischen bin ich alt geworden und an Krebs erkrankt. Zur Verarbeitung der damit verbundenen Verunsicherungen habe ich begonnen, meine diesbezüglichen Erlebnisse in Worte zu fassen und damit für mich zu bewältigen.

Dabei habe ich die Erfahrung gemacht, dass die Perspektiven des Schreiben und des Lesens von Tagebüchern doch sehr verschieden sind.

Anfangs wollte ich meine Bezugspersonen an meinen Aufzeichnungen teilhaben lassen - dann aber spürte ich, dass das durchaus als Zumutung erlebt werden kann. So schrieb mir mein Sohn u.a. : "Zum einen hat es mich gefreut, dass Du mich an Deinen Erfahrungen hast teilhaben lassen, zum anderen ist die Aufzählung und Beschreibung von Krankheitssymptomen und Erfahrungen, die man als Kranker macht, eine harte Kost, die nicht gerade erbaulich ist."

Wer will schon immer wieder an das Leid geliebter Bezugspersonen erinnert werden?

Beruflich war ich als Professor an der Universität Freiburg in der Gesundheitsforschung engagiert. Im Rahmen meiner wissenschaftlichen Arbeiten zur Untersuchung der Verhaltensweisen von Betroffenen zur Bewältigung ihrer Krankheiten und Behinderungen war mir aufgefallen, dass im DTA so gut wie keine verwertbaren Berichte in den archivierten Tagebüchern zu finden waren.

Warum?

Nun, das ist leicht zu erklären. Wer krank geworden ist, versucht nach dem "Prinzip Hoffnung" zu leben. Er oder sie konzentriert sich auf die medizinische Therapie und beschreibt vor allem die erfreulichen Verbesserungen. Bei der Auswertung der Tagebücher von Menschen, die krank geworden sind, ist vor allem die Diskontinuität auffallend. Die Eintragungen sind in der Regel sporadisch und ermöglichen dem Leser nicht, Verläufe nachzuvollziehen. Die Betroffenen sind allzu sehr auf die Behandlungen bezogen, so dass diese bestenfalls dokumentiert, nicht aber prozessbegleitend beschrieben werden. Wenn man überhaupt für Dritte nachvollziehbar, über Erfahrungen mit der Krankheitsverarbeitung berichtet, dann retrospektiv aus größerem, zeitlichen Abstand - wenn alles gut ausgegangen ist.

Ich dagegen habe für mich versucht, die für mich mit dem Verlauf meiner Krankheiten verbundenen Erlebnisse zeitnah aufzuschreiben und konnte dabei die Erfahrung machen, dass mir das geholfen hat, meine Ängste und Unsicherheiten zu bewältigen. Indem ich bemüht war, das Erlebte in Worte zu fassen, konnte ich mich von meiner Betroffenheit distanzieren. Dabei habe ich nicht nur meine diesbezüglichen Emotionen aufgeschrieben, sondern hatte immer auch den Anspruch der Mitteilung an Andere, die sich für meine Erlebnisse interessieren könnten. Diese doppelte Distanzierung konnte mir ein Gefühl der Souveränität vermitteln. Obwohl ich nicht verstehe, was in und mit mir passiert, kann ich mich durch das Aufschreiben als Herr meiner Selbst fühlen.

Dazu ein Beispiel :

## **Am 2.Mai 2015 habe ich in mein Tagebuch geschrieben:**

*Seit nun bald einem viertel Jahr bin ich nun mehr oder weniger krank. Leidend an vielen Beschwerden und Krankheiten, von denen ich gehofft hatte, sie würden nach einer Zeit der Quälerei von alleine - oder durch die angewandten Therapien besiegt - wieder verschwinden. Dem war nicht so. Schien die eine Krankheit besiegt, kam eine andere. Mit der Zeit begann das dann richtig lästig zu werden.*

*Ich habe das Glück gehabt, in meinem langen Leben nur wenige Male ernsthaft, und nie für längere Zeit, krank gewesen zu sein. Wenn man einmal von meinen, mich mein Leben lang begleitenden Rückenschmerzen, absieht, die ich niemals einer medizinischen Diagnostik oder Therapie ausgeliefert habe. Sie gehören für mich zu meinem Leben dazu. Mit Hilfe einer mit den Jahren selbst zusammen gestellten morgendlichen Gymnastik habe ich sie bisher ganz gut im Zaum halten können.*

*So hatte ich auch bis vor kurzem keinen Hausarzt. Meine Krankenversicherung hat an mir gut verdient, weil ich mich nie einer medizinischen Untersuchung oder Behandlung unterziehen wollte. Ich habe meinen Körper die Freiheit gelassen, sich selber zu therapieren und das hat er bisher auch erfolgreich getan.*

*Mit meinen derzeitigen Krankheiten ist alles anders geworden. Die immer neuen Beschwerden und Behinderungen haben mich letztendlich doch dazu gebracht, einen Arzt aufzusuchen, der dann relativ schnell zu einer Diagnose kam : ich habe ein "indolentes Marginalzonen Lymphom", das chemotherapeutisch, aber ambulant, behandelt werden kann.*

*Bisher habe ich nur wenigen Bezugspersonen die Diagnose mitgeteilt. Allen anderen habe ich von meinen Begleiterkrankungen - wie meine Gürtelrose - berichtet, um meine Krankheit bedingten Abwesenheiten und meine körperliche Schwäche nachvollziehbar zu machen.*

*Jetzt ist es an der Zeit mir zu überlegen, wie ich mein Kranksein und die notwendigen Behandlungen meinen Mitmenschen erklären will. Was kann, was soll ich sagen ? Soll ich sagen : "Ich habe einen Blutkrebs !" ? Oder : "Ich habe ein Lymphom!" ? Was würde ich damit bei meinem Gesprächspartner auslösen ? Mit welchen Nachfragen müsste ich rechnen ? Und - würde ich diese beantworten wollen ?*

*Ich habe kein Interesse daran, mir die Krankheitsgeschichten anzuhören, die meinen Gesprächspartnern zu einer derartigen Diagnose einfallen werden. Ich habe keinerlei Interesse, über alternative Heilmethoden und deren Erfolgsaussichten informiert zu werden. Ich weiss, dass die allfälligen Äusserungen von Mitgefühl mich eher nerven würden - mögen sie noch so gut gemeint sein.*

*Also was soll ich tun, um es mir und meinen Gesprächspartnern nicht unnötig schwer zu machen ?*

*Wie haben wohl diejenigen, denen ich bisher meine Diagnose anvertraut habe, mit Anderen darüber geredet ? Was haben sie denen gesagt und wie haben diese reagiert ?*

*Die Alternative, alles für mich zu behalten ist vertan. Die Mitteilung ist in der Welt. Aber wie soll ich in Zukunft damit umgehen ? Was soll ich sagen, was verschweigen ? Auf welche Diskussionen soll ich mich einlassen ? Wie kann ich mich belastende Gespräche vermeiden oder - ohne allzu unhöflich zu sein - abbrechen ?*

*Gemeinhin werden in unserer Gesellschaft persönliche Gespräche über unangenehme Themen - so weit es irgend geht - vermieden. Daran habe auch ich mich bisher gehalten. Obwohl ich wusste, dass das oft nicht im Sinne der Interessen der Betroffenen war und von diesen als Distanzierung erlebt werden konnte.*

*Wie wäre es mit der Aussage "Ich habe eine schwere Krankheit und hoffe, dass die Therapie erfolgreich sein wird, will aber nicht darüber reden." Muss das nicht unnötig neugierig machen und zu Spekulationen veranlassen ? Was auch nicht in meinem Interesse sein kann.*

*Vielleicht mache ich es so, dass ich sage "Ich habe ein relativ gutartiges Lymphom, das derzeit medikamentös behandelt wird."*

*Was besseres fällt mir gerade nicht ein.*

*Habt ihr einen Vorschlag ?"*

Soweit ein Beispiel meiner Versuche, mir mit dem Tagebuchschieben Klarheit zu verschaffen. Einige Texte, so wie diesen, habe ich wenigen, mir besonders vertrauten Bezugspersonen - als "Mitteilung" - per Email geschickt.

Der Deutsche Schriftsteller Martin Walser hat einmal in einem Interview seine Motive zum Tagebuchschieben erklärt: „Wenn ich eine Weile nicht schreibe, werde ich so sauer, dass ich mir böseartig vorkomme. Schreibend kann man fast alles ertragen. Ich habe da meine Notizbücher... Ich halte mich dadurch am Leben, dass ich reagiere. Nicht reagieren können heißt ersticken“ Und „Ich habe die Erfahrung gemacht, dass jeder Leser sein Buch liest und nicht mein Buch. Jeder Leser schreibt sein Buch beim Lesen. Das macht das Lesen überhaupt erst möglich“... „Man kann ein Buch nur lesen, wenn man darin vorkommt“. Dazu passt die Aussage von Marcel Reich-Ranicki: „Es ist viel leichter, sich mit Thomas Mann auseinanderzusetzen, als mit sich selbst“.

Der vor den Nationalsozialisten geflohene, polnische Schriftsteller Witold Gombrowicz begann 1953 im Exil in Buenos Aires ein Tagebuch mit den programmatischen Einträgen:

Montag: Ich

Dienstag: Ich

Mittwoch: Ich

Donnerstag: Ich

Erst am Freitag begann er mit dem Aufschreiben seiner Gedanken und Überlegungen, die, nachdem sie 1971 veröffentlicht wurden, als „eines der großen Meisterwerke des Denkens und Beobachtens, eine Auseinandersetzung mit der Welt mit einem Maximum an Freiheit“ bezeichnet wurden. Gombrowicz verstand sein Tagebuch als eine Form der Mitteilung und stellte diesbezüglich fest: „Ich schreibe dieses Tagebuch nicht gern. Seine unredliche Aufrichtigkeit quält mich. Für wen schreibe ich? ... und wenn für den Leser, weshalb tue ich so, als spräche ich mit mir selbst? Sprichst Du so zu Dir, dass es die andern hören? ... Ich sollte dieses Tagebuch als ein Werkzeug meines Werdens in Eurem Angesicht

behandeln - danach streben, dass Ihr mich auf eine bestimmte Weise begreift - auf eine Weise, die mir - heraus mit dem gefährlichen Wort - Talent ermöglicht. Möge dieses Tagebuch moderner und bewusster und möge es von der Idee durchdrungen sein, dass mein Talent nur in Verbindung mit Euch entstehen kann, d.h. dass nur Ihr allein Talent in mir entfachen – mehr noch, es in mir erschaffen könnt. Ich möchte, dass man in meiner Person das sieht, was ich suggeriere ..."

Andere Tagebücher sollen sich zu diesem hier verhalten wie die Worte ‚Ich bin so‘ zu den Worten ‚Ich möchte so sein‘ (S.61). Von Max Frisch stammt die Aussage „Wahrheit kann man nicht erzählen, man muss sie erfinden.“

Peter Handke stellte einmal in einem Interview fest: „Meine so genannte Biographie besteht aus falschen Spuren, die ich erst selbst lege, damit zum Erfinden möglichst wenig übrig bleibt. Wenn Legenden schon sein müssen, dann spiele ich halt ein bisschen mit. Ich habe kein so ereignisreiches Leben. Es wird erst dadurch interessant, dass ich ein paar Spuren lege. Ich lese über mein Leben und bin ganz entzückt. Man erfindet etwas, damit man selbst etwas zu lesen hat“ (S. 97).

Und Harald Schmidt bekannte: „Das Tagebuchschreiben habe ich irgendwann bleiben lassen, weil ich gemerkt habe, dass ich schon die Notizen auf Wirkung schreibe“.

Diese Zitate stammen von Menschen, die Schreiben zu ihrem Beruf gemacht haben und deshalb, selbst wenn sie das vehement von sich weisen sollten, davon abhängig sind, dass Andere ihre Texte lesen und dafür mit Geld bezahlen.

Wie steht es mit den Frauen und Männern, deren Tagebücher, Lebenserinnerungen, Autobiographien und Privatbriefe das Deutsche Tagebucharchiv sammelt und interessierten Lesern zur Einsichtnahme zur Verfügung stellt? Beim Verfassen ihrer Texte konnten sie noch nicht davon ausgehen, dass diese später von anderen gelesen werden. Viele führen ein Tagebuch, gerade weil sie niemanden haben, dem sie ihre Erlebnisse mitteilen können, der sich für ihre Gedanken und Gefühle interessiert. Für sie ist das Tagebuch ein wichtiger Kommunikationspartner, dem man alles sagen kann, der unendlich geduldig ist, niemals widerspricht oder korrigiert.

Die Motive zum Verfassen autobiographischer Texte sind verschiedenartig – ebenso verschieden, wie die Motive, die uns veranlassen, uns für die von anderen Menschen verfassten autobiographischen Texte zu interessieren und darin zu lesen. Dabei kann man grundsätzlich die These aufstellen, dass die Verfasser immer auch Narzissten sind, ebenso wie den Lesern voyeuristische Motive unterstellt werden können. Der Reiz des Privaten liegt eben darin, dass dieses normalerweise verborgen wird und nicht jedermann einsichtig ist. Die Lust an der Beschäftigung mit der eigenen Person versteht sich auch im Kontext sozialer Normen, die eben dieses als unziemlich bewerten und im Kontext religiös begründeter Werte als Eitelkeit verdammen. So gesehen hat sowohl das autobiographische Schreiben wie das Lesen autobiographischer Texte den Reiz dessen, was man eigentlich nicht tun sollte und deshalb umso mehr zu tun motiviert ist.

Philippe Lejeune, der Doyen, der Wortführer der modernen Autobiographieforschung definiert deren Gegenstand als die „rückblickende Prosaerzählung einer tatsächlichen Person über ihre eigene Existenz, wenn sie den Nachdruck auf ihr persönliches Leben und insbesondere auf die Geschichte ihrer Persönlichkeit legt“ (Lejeune, 1994, S. 14).

Eine Autobiographie ist somit eine Erzählung in Prosa über eine individuelle Lebensgeschichte, bei der sowohl Autor und Erzähler wie Erzähler und Hauptfigur identisch, die Perspektive retrospektiv ist. Lejeune postuliert einen so genannten "autobiographischen Pakt", mit dem der Verfasser dem Leser die Authentizität des Dargestellten als von ihm selbst erlebt garantiert.

Lebenserinnerungen werden in unterschiedlichen Lebensphasen und Lebenssituationen verfasst. Es geht um Sichtung, Ordnung und Bilanzierung. Aus einer schier unendlichen Fülle von Erlebtem wird nur ein kleiner Teil erinnert, der wiederum unvollständig und nicht nur deshalb voller Widersprüche ist. Der Fluss des Lebens ist nur selten gradlinig, sondern immer wieder verzweigt, rückläufig, ineinander verschlungen, meandernd und somit aus dem Rückblick schwer zu überschauen. So sieht sich der, der seine Lebenserinnerungen aufschreiben will, nicht nur mit einer verwirrenden Vielzahl von Fragmenten konfrontiert, die zu einem stimmigen und somit überzeugenden Gesamtbild zusammengestellt werden müssen, sondern auch mit dem Phänomen, dass dies nur gelingen kann, wenn diejenigen Teile, die nicht in das Gesamtbild passen, passend gemacht oder fortgelassen werden. Erinnertes Leben ist immer eine Konstruktion, die die Perspektive und Befindlichkeit dessen wiedergibt, der sie gerade zu fassen versucht. Autobiographische Texte dienen auch der Rechtfertigung vor sich selbst und vor anderen. Sie sind wie die Bilder, die wir von uns im Spiegel sehen und nur selten ohne Korrekturen zu ertragen in der Lage sind.

Für den Leser von autobiographischen Texten folgt daraus, dass er davon ausgehen muss, dass es sich nicht nur um reine Wahrheiten handelt, wenn es so etwas überhaupt, bezogen auf den Verlauf eines Menschenlebens geben kann, sondern immer um Konstruktionen, die bewusst oder unbewusst ein bestimmtes Bild herstellen und vermitteln wollen. Der Leser ist gefordert, nicht nur die vermittelten Inhalte zu verstehen, sondern auch zu erkennen, was möglicherweise verschwiegen wurde, was verfälscht oder geändert ist, um einen bestimmten Eindruck zu vermitteln. Damit wird der Leser zum Detektiv, der versucht Indizien für das Verborgene zu erkennen, allzu glatte Aussagen zu dechiffrieren und die Person und ihre Interessen hinter dem Vorgestellten zu erkennen.

Jeder, der etwas aufschreibt muss davon ausgehen, dass es keine Möglichkeit gibt auszuschließen, dass das Geschriebene von anderen – erlaubt oder unerlaubt – gelesen wird. Da hilft keine Geheimschrift, keine Vercodung oder Verschlüsselung. Im Dechiffrieren von Texten Trainierte können auch zwischen den Zeilen lesen und werden besonders aufmerksam, wenn sie den Eindruck gewinnen, dass etwas bewusst weggelassen wurde.

Daraus ergibt sich eine Spannung, die sowohl Angst machen, wie Lust erzeugen kann. Wir kennen die Ambivalenz derartiger Gefühle nicht nur vom Achterbahnfahren. Wir wissen um den Reiz des Risikos, des Entdeckt-werdens, der den Lustgewinn des Versteckens (nicht nur in Kinderspielen) ausmacht.

Auch ich habe, konfrontiert mit dem Gefühl, dass mein Leben zu Ende geht, zu bilanzieren versucht, ob ich die mir geschenkte Zeit unter den mir gegebenen Möglichkeiten so genutzt habe, dass ich insgesamt zufrieden sein kann. Zwei Texte habe ich im letzten Jahr dazu verfasst.

Unter dem Titel "Abenteuer meines Lebens - Erinnerungen eines Großvaters, in Briefen Bello dem Bär erzählt, für alle Kinder in der großen, weiten Welt." habe ich einige Erlebnisse und Anekdoten aufgeschrieben und meine Tochter hat als bildende Künstlerin zur Illustration einige Bilder gemalt. Schwierig war dabei, der Versuchung zu

wohlmeinenden Belehrungen zu widerstehen. Ich muß gestehen, das ist mir nur bedingt gelungen.

Und dann habe ich meine Tagebuchnotizen zur Verarbeitung meiner Gefühle und Gedanken, im letzten Sommer meines Lebens, zu einem Buch geordnet, mit dem Titel "Wunschlos glücklich in der Selbstverständlichkeit - Bericht einer Reise vom Wissenwollen zur Demut."

Hilfreich dabei war die Vorstellung, meine Gedanken und Überlegungen nicht nur für mich, sondern auch für potentielle Leser aufzuschreiben.

Warum ?

Nun, um die Disziplin zu wahren, die notwendig ist, um die Gedanken in eine Ordnung zu bringen, die nachvollziehbar ist.

Ob mir das gelungen ist ?

Zum Schluß, noch ein Zitat von Martin Walser. Als entscheidendes Motiv hat er erkannt : " Beim Tagebuchschreiben fällt mir ein, was mir fehlt."

Und - er geht sogar noch weiter, wenn er feststellt: "Wem nichts fehlt, der schreibt kein Tagebuch!".

So kann ich mit Befriedigung feststellen, dass ich dankbar bin dafür, dass mir einiges an Gesundheit fehlt - was mich hinreichend motivieren kann, weiter an meinen Tagebüchern zu arbeiten.

Jürgen v.Troschke